

## Entdeckung und Neuentdeckung der Staufer

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

Die Staufer sind für Staat und Politik in Deutschland mittlerweile ohne Bedeutung. Das war nicht immer so. Aber wenn ›Stauferjubiläen‹ heute der öffentlichen Wahrnehmung nicht ohnehin gänzlich entgehen – wie der 750. Geburtstag des letzten Staufers Konradin 2002 oder der 800. Todestag Kaiser Heinrichs VI. 1997 –, dann sind wissenschaftliche Tagungen und ein paar Zeitungsartikel die übliche, wenig feierliche Begleiterscheinung. Als sich 1990 der Tod Kaiser Friedrich Barbarossas auf dem Dritten Kreuzzug zum achthundertsten Mal jährte, prägte die Bundesbank immerhin eine Zehn-Mark-Gedenkmünze. 1990 war auch das Jahr der Vereinigung der Bundesrepublik mit der DDR. Zwar rückte damals ein Berg, der die historische Phantasie der Deutschen seit dem frühen 19. Jahrhundert heftig bewegt hatte, aus bisheriger Grenzlage wieder in die Mitte Deutschlands – der beim thüringischen Nordhausen gelegene Kyffhäuser; in ihm schläft der Sage nach Friedrich Barbarossa, der den Berg verlassen wird, um die Herrlichkeit des Reiches wiederzubringen. Aber der Kyffhäuser kehrte nur ins geographische Zentrum Deutschlands zurück, nicht in sein Denken: Niemand kam auf die Idee, mit der Unterzeichnung des Einigungsvertrags durch Helmut Kohl und Lothar de Maizière die Wiederkehr des Reiches zu verbinden. Gedenkmünzen und Sonderbriefmarken, die dem Bundeshaushalt wie im Falle des Todestages Friedrich Barbarossas 1990 oder des 800. Geburtstages Friedrichs II. 1994 eine willkommene Zusatzeinnahme verschaffen, sind die einzigen Formen offizieller Würdigung, derer sich die staatlichen Institutionen bei solchen Herrscherjubiläen bedienen. Das muß man auch nicht beklagen, denn die staufischen Könige und Kaiser haben in der Bundesrepublik ihre politisch-gesellschaftliche Relevanz verloren, die seit dem frühen 19. Jahrhundert immer wieder herbeigedeutet worden ist und mittel-

alterliche Herrscher zu Projektionsflächen für politische Sehnsüchte der Gegenwart gemacht hatte.

Deshalb war der Anlaß für die große Stuttgarter Ausstellung über «Die Zeit der Staufer» 1977 auch ein Jubiläum bundesrepublikanisch-demokratischer Geschichte: Baden-Württemberg feierte sein 25jähriges Bestehen, und die Identität des «Südweststaates» sollte durch die Rückbesinnung auf die Staufer eine Art historischer Tiefendimension erhalten, denn die beiden Landesteile waren im staufischen Herzogtum Schwaben vor Jahrhunderten schon einmal vereint gewesen. Das wurde in Norddeutschland eher verständnislos als eine Art «schwäbische Nostalgiegrippe» wahrgenommen. Die neubenannte «Straße der Staufer», die die Touristen im Ländle zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten führte, und die 40-Pfennig-Sondermarke der Bundespost mit dem einschüchternden Frontalbildnis jener Bronzestatuette, die seit dem 12. Jahrhundert im Stift Cappenberg aufbewahrt wird und als Porträt Barbarossas gilt, ließen sich trefflich als Formen von «Stauferitis» bespötteln. Sensationell allerdings war, daß statt der erwarteten 30000 über 700000 Besucher den Weg ins Alte Schloß nach Stuttgart fanden und jeder vierte den mehrbändigen Ausstellungskatalog kaufte. Mit soviel Aufmerksamkeit für mittelalterliche Kaiser hatte niemand gerechnet, am wenigsten die Mittelalterhistoriker. Bald wurde über die Motive des Erfolgs gerätselt: Neugier auf die gezeigten Schätze? Interesse am Alltagsleben im Mittelalter? «Suche nach verschütteten Bereichen der Menschlichkeit», so Arno Borst? Oder Abwehr der modernen Welt und Hinwendung zum Mittelalter und seinen Herrschergestalten? Oder doch noch die Fernwirkung des seit dem 19. Jahrhundert lange wirksamen, politisch instrumentalisierten Geschichtsbildes, das staufische Geschichte als nationale Sinnstiftung betrieb? Zwar betonte der baden-württembergische Ministerpräsident Hans Filbinger (CDU) ausdrücklich, daß es nicht um «einseitige Heroisierung von Herrschergestalten» ginge, beschrieb jedoch die staufische Geschichte als «Tragik und Katastrophe», die «in einem Niederbruch des mittelalterlichen deutschen Reichs und der abendländischen Kaiseridee (endete), von dem sich Deutsch-

land nicht mehr zu alter Kraft und Geltung erholt» habe. Die staufische Vergangenheit also ein verkürzter Bezugspunkt des deutschen Nationalbewußtseins? In diesem Sinne war sie seit dem 19. Jahrhundert in Büchern der Historiker, in Reden der Politiker und in Denkmälern vergegenwärtigt, in der gesellschaftlichen Erinnerungskultur immer wieder thematisiert worden. Aber gerade an diese Deutungstradition wollten die Ausstellungsmacher 1977 nicht mehr anknüpfen, denn die lange Zeit gültige Meistererzählung, in der die Geschichte der Staufer als legitimationsstiftende Vorgeschichte eines deutschen Nationalstaates mit europäischem Machtanspruch erzählt worden war, war nach den Katastrophen der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert fragwürdig geworden.

Als *«Meistererzählung»* bezeichnet die moderne Geschichtsforschung eine Deutung von Geschichte, die für eine bestimmte Zeitdauer die herrschende Erzählweise des Vergangenen ist, weil sie von einem breiten gesellschaftlichen Konsens gestützt wird; sie manifestiert sich in kulturellen Gedächtnistraditionen, medialen Vergegenwärtigungen von Bildern und Denkmälern, historischen Dramen und Romanen sowie politischen Inszenierungen. Der Begriff macht darauf aufmerksam, daß Geschichtsschreibung kein wertfreies Abbild des historischen Geschehens liefert, sondern nur ein Geschichtsbild, das vom subjektiven Erkenntnisinteresse des Historikers abhängt, der sich von den Wert- und Ordnungsvorstellungen seiner eigenen Gegenwart nie völlig frei machen kann und sie häufig unwillkürlich in die Vergangenheit zurückprojiziert. Die Geschichte der Staufer war lange Zeit ein Sehnsuchtsort für nationale Hoffnungen; die Ursache dafür liegt in der späten Entstehung des deutschen Nationalstaates im 19. Jahrhundert.

Die Hinwendung zum Mittelalter begann im späten 18. Jahrhundert zunächst als Suche nach dem Ausdruck eines deutschen Volkscharakters in Sagen und Märchen, Liedern und Erzählungen; später wurde das Mittelalter zum zentralen Motiv der Romantik. Einer ihrer Haupttheoretiker, August Wilhelm Schlegel, bezeichnete 1808 die Geschichte der Staufer als großes Feld für einen Dichter, «der wie Shakespeare die poetische Seite

großer Weltbegebenheiten zu fassen wüßte». Tatsächlich wurden Heinrich VI., Friedrich II. und dessen Söhne Heinrich, Manfred und Enzo zu Helden längst vergessener Stauferdramen und Stauferdichtungen. Keinem von ihnen war jedoch eine solche Popularität beschieden wie Friedrich Barbarossa, der im 19. Jahrhundert zum politischen Mythos Deutschlands wurde: Die politischen Sehnsüchte der Gegenwart machten die Kyffhäusersage zur deutschen Nationalsage. Die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806, die Niederlagen gegen Napoleon, die beklagte Zersplitterung Deutschlands und die Hoffnung auf künftige nationale Einheit bildeten den zeitgeschichtlichen Hintergrund, vor dem die Geschichte vom schlafenden, aber wiederkehrenden Kaiser zum Symbol nationaler Einheit werden konnte. Die Gebrüder Grimm publizierten die Sage 1816 in ihrer vielgelesenen Märchen- und Sagensammlung und machten sie damit einem breiten Publikum zugänglich. Friedrich Rückert popularisierte den Stoff 1817 in seinem Gedicht «Barbarossa», das bis weit ins 20. Jahrhundert Schullektüre blieb: «Der alte Barbarossa/Der Kaiser Friederich/Im unterirdischen Schlosse/Hält er verzaubert sich./Er ist niemals gestorben,/Er lebt darin noch jetzt;/Er hat im Schloss verborgen/Zum Schlaf sich hingesezt./Er hat hinab genommen/Des Reiches Herrlichkeit,/Und wird einst wiederkommen,/Mit ihr, zu seiner Zeit.» Der prophetische Gehalt der Sage vom entrückten Kaiser traf den Nerv der Zeit und formulierte erst Hoffnung, dann Enttäuschung der Patrioten angesichts ungebrochener Kleinstaaterei in der Restaurationsperiode. Für die Staufer interessierten sich aber nicht nur die Dichter: Wohl nicht zufällig ein Jahr nach dem Untergang des Alten Reiches begann der Berliner Historiker Friedrich von Raumer 1807 mit der Arbeit an seiner zwischen 1823 und 1825 erschienenen, sechsbändigen «Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit». Aus diesem vielgelesenen Werk schöpften die Dichter ebenso wie die Maler Personenkonstellationen, Ereignisse und Deutungsvorschläge für ihre eigenen künstlerischen Umsetzungen der Höhepunkte staufischer Geschichte, die Raumer mit großer Sympathie für das Pathos des Untergangs als Drama von Aufstieg und Fall

eines Kaisergeschlechts schilderte, das, «nach blendendem Sonnenglanze und unvergleichbarer Höhe, von einem furchtbar und beispiellos tragischen Geschick ergriffen ward und so plötzlich in die finsterste Nacht hinuntersank, daß keine Spur desselben übrig blieb und nur die treue Anhänglichkeit des Geschichtschreibers versuchen kann, eine Auferstehung hervorzubringen.» Das entsprach der allgemeinen Sicht auf die mittelalterliche Kaiserzeit als einer glorreichen Vergangenheit, der eine Jahrhunderte währende Epoche nationaler Erniedrigung folgte. Der Münchener Geschichtspräsident Wilhelm von Giesebrecht verfaßte nach der auch 1848/49 ausgebliebenen nationalen Einigung eine Darstellung jener historischen Epoche, «in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volke entstammten Kaiser die Geschichte des Abendlandes entschieden»; besonders Barbarossa habe «Ehre und Hoheit der deutschen Nation inmitten großer Weltverwicklungen rühmlich behauptet». Der spezifische Beitrag der Historiker zum nationalen Geschichtsbild war die Monumentalisierung der Staufer im Zeichen der Macht (Klaus Schreiner). Giesebrechts zwischen 1855 und 1889 erschienene sechsbändige «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» hatte größten Einfluß auf das Geschichtsbild des deutschen Bildungsbürgertums.

Nachdem sich die deutschen Staaten 1871 unter Preußens Führung zusammengeschlossen hatten, wurde das Mittelalter zum Fixpunkt von Geschichte und Legitimation des neuen Reichs. Zum Empfang der aus Frankreich zurückkehrenden Truppen wurde am Hoftheater in Stuttgart «Kaiser Rotbarts Erwachen» gespielt, in Karlsruhe «Kaiser Rotbart» und in Berlin «Barbarossa. Dichtung in einem Aufzug». Mochte die historische Mission der Staufer, dem Reich eine europäische Hegemonialstellung zu sichern, an fürstlichen Partikularinteressen und am päpstlichen Widerstand gescheitert sein – durch die Hohenzollern schien sie nun vollendet. Im Blick auf Barbarossa wurden Wilhelm I. Beinamen wie «Weißbart» oder «Barbalanca» gegeben. Zur staatlichen Mythenaneignung, die der zweiten Reichsgründung ihre historische Tiefe vermittelte, gehörte die bildliche Vergegenwärtigung des Staufers in Historien-

bildern und nationalgeschichtlichen Bilderzyklen. Auch Denkmäler erfüllten das Bedürfnis nach politischer, sozialer und kultureller Selbstverständigung im neuen Reich. Das gewaltigste Projekt wurde wenige Tage nach dem Tod Wilhelms I. am 9. März 1888 in Gang gesetzt. Die Veteranen der Kriege von 1866 und 1870/71 wollten ihrem toten Feldherrn ein Denkmal setzen – und zwar auf dem durch den Barbarossa-Mythos geweihten Kyffhäuser. Dargestellt wurden Barbarossa und Wilhelm I. als Repräsentanten einer personalisierten Reichsidee. Dem hoch aufragenden Turm mit einem Reiterdenkmal des Preußen wurde der thronende Staufer vorgelagert; beide Figuren waren so aufeinander bezogen, daß sie aus der Tiefe des sich öffnenden Berges emporzusteigen schienen. Die Einweihung des Denkmals aus Anlaß der 25-Jahr-Feier der Reichsgründung am 18. Juni 1896 geriet zu einer Nationalfeier: An Kaiser Wilhelm II. und den anwesenden Bundesfürsten marschierten über 30 000 Veteranen vorbei, in der Festrede wurde der neue Reichsgedanke mit dem staufischen Vorbild verbunden: «Noch heute wird das deutsche Gemüt mächtig ergriffen von der glanzvollen Herrlichkeit des Hohenstaufferreiches.»